

Nekr

H

35



Nekr A

0035

STADTBIBLIOTHEK
ZÜRICH

Ignaz Heim.

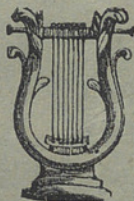
Biographische Skizze,

den Sängern am Zürichsee und im Limmatthal zur
Erinnerung an ihren geliebten Direktor
gewidmet

von

E. Schönenberger,
Präsident des Limmatthal-Gesangvereins.

Zürich, Mai 1881.

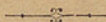


Druck von Ritschi-Singgeler, Auserföhl.



Freim.

Ignaz Heim.



Biographische Skizze,

den Sängern am Zürichsee und im Limmatthal zur
Erinnerung an ihren geliebten Direktor
gewidmet

von

E. Schönenberger,
Präsident des Limmatthal-Gesangvereins.



Zürich, Mai 1881.



Druck von Ritschi-Singgeler, Auserisil.



Ignaz Heim.

„Am 3. Dezember 1880 ist in Zürich Ignaz Heim zur ewigen Ruhe eingegangen.“ So lautete vor wenig Monaten eine Trauerbotschaft, bei der alles Volk unsers Schweizerlandes und Tausende draußen in Deutschland von Wehmuth und aufrichtigem Schmerze erfüllt wurden. Die Trauer galt einem großen Todten. — Der Verstorbene war einer jener Glücklichen, „deren Ohr gelauschet hat an anderer Welten Thor“, ein Sänger, ein Künstler, dessen ganzes Leben und Streben auf das eine große Ziel gerichtet war, mit der Gottesgabe der Gesangeskunst veredelnd auf Herz und Gemüth des Volkes zu wirken, und die sittliche Kraft dieses Volkes zu heben.

Und wahrlich, der Mann hat nicht umsonst gelebt, gestrebt und gewirkt. Wenn auch kein steinern Denkmal seinen Namen der Nachwelt verkünden, kein Buch seine Lebensgeschichte erzählen würde, sein Andenken müßte dennoch unauslöschlich im Herzen des Volkes fortleben, das er mit treuer und warmer Liebe umfaßte und dem er sein Bestes widmete — seine Lieder.

Drei Dezzennien hindurch hat der geniale Sangesmeister unter uns, neben uns — als ein getreuer Pionier im Dienste des Schönen gearbeitet, in mannigfacher Art seinem hohen Ideale nachgestrebt. Wir sind zu Süßen des edlen Lehrers (— gewiß war Heim ein Volkslehrer im besten Sinne des Wortes —) geseffen, haben an seiner Seuerseele uns erwärmt, sein klares und kräftiges Wort gehört, — seine Bescheidenheit und Lebenswürdigkeit bewundert: Wir, die zürcherischen Sänger, haben ihn lieben und verehren gelernt und sein Scheiden hat uns tiefes Weh bereitet, das uns jedesmal von Neuem ergreift, wenn eines seiner seelenvollen Lieder in unserem Kreise erklingt — oder sein Name genannt wird. Den Schmerz um seinen Verlust aber möchten wir dadurch mildern, daß wir sein Lebensbild in einigen Zügen aufzufrischen suchen. Denn aus einem so schönen, harmonischen Leben, wie dasjenige des seligen Heim war, können nur freundliche und wohlthätige Strahlen auf die Nachlebenden fallen, — tröstliche und aufrichtende Impulse zu ähnlichem Streben, zur treuen Weiterpflege des Guten, das der entschlafene Sämann gepflanzt.

Am Vorabende der Frühlingssieste der Sänger vom Zürichsee und Limmatthal, die in Ignaz Heim ihren langjährigen, hochverdienten Führer und väterlichen Freund verloren haben, sind diese Blätter — zum Gedächtniß des Verewigten — für die vielen Freunde desselben in der Sängervelt geschrieben worden.

Leben und Wirken.

Die Wiege unsers Heim stand im nachbarlichen badischen Lande, mitten im tannenfrischen Schwarzwaldgebiet, in der Heimat Peter Hebels, dessen kindlich-gemüthvolles Wesen auch unsers Freundes Erbtheil geworden ist. Er war von Geburt an Schweizerbürger. Der Vater stammte nämlich aus Groß-Lausenburg (Kts. Nargau), kam als kleiner Knabe in's Kloster „Allerheiligen“, wurde daselbst erzogen und erhielt eine treffliche Bildung. Als Arzt und Apotheker leistete er dem Kloster viele Jahre treue Dienste und machte sich daselbst besonders zu Danke verpflichtet, indem er bei einem Brandausbruch die werthvolle Bibliothek vor dem Untergange rettete. Als wohlhabender Mann, der inzwischen Ehrenbürger des Großherzogthums Baden geworden, siedelte er sich später in Rengen als Apotheker an. Hier, am Heimorte des Dichters Christoffel v. Chrimmelshausen, wurde Ignaz am 7. März 1818 geboren. Leider fehlen uns nähere Mittheilungen über sein frühestes Jugendleben, da der Verstorbene sich darüber selten zu äußern pflegte. An Einem jedenfalls hat es der Vater ihm und seinen Geschwistern (zwei Brüder und eine Schwester) nicht fehlen lassen, an einer tüchtigen Erziehung und Schulbildung. Schon nach einem mehrjährigen Besuche des Gymnasiums in Donaueschingen mußte er eine Zeitlang in's praktische Leben treten: er arbeitete als Apothekergehülfe im Hause des Vaters und bereitete sich zugleich auf die Prüfung vor, die er denn auch bald in ehrenvollster Weise bestand. Nun erst begannen die eigentlichen wissenschaftlichen Studien.

Auf der Hochschule in München widmete er sich dem Studium der Medizin und der Naturwissenschaft, in der Absicht, Arzt zu werden. Der hochbegabte, unermüdlich fleißige und äußerst solide junge Mann erwarb sich einen Schatz von Kenntnissen, um den ihn später gar Mancher beneidete, der sich zu den „Gelehrten“ zählte. Aber die Liebe zur Musik einerseits und die Abneigung gegen die für den Mediziner unerläßlichen anatomischen Uebungen andererseits gaben seinem Geiste bald eine andere Richtung.

Er versenkte sich mehr und mehr in das Reich der Tonkunst und es bot die Musenstadt München in dieser Richtung eine Sülle von Anregung. Schon in Donaueschingen hatten tüchtige Männer (wir nennen u. A. den als Lieder-Componisten rühmlich bekannten Capellmeister Calliwoda — dem Heim ein besonders freundliches Andenken bewahrt hat —) den Grund zu einer soliden theoretischen musikalischen Ausbildung Heim's gelegt; in München nun hörte er die verschiedenartigsten Contraste in mustergültiger Weise zur Ausführung gelangen, und kam mit jüngern und ältern Meistern in nahe Berührung, die für seine spezielle Hinneigung zum gründlichen Studium der Vokal- und Instrumentalmusik Förderung und Stütze boten.

* Im untern Schwarzwald, jetzt eine Ruine.

Dieses schöne Streben und Schaffen unsers Freundes wurde plötzlich unterbrochen durch den Tod seines Vaters, wodurch dem Sohne die Pflicht erwuchs, nach Hause zu kehren, um das väterliche Geschäft weiter zu führen.

Aber schon nach einem Jahre verkaufte er das letztere und zog nach Sreiburg im Breisgau, fest entschlossen, ausschließlich der Musik zu leben.

Hier nun beginnt seine reiche musikalische Thätigkeit. Er gründete mit Julius Mayer, einem hochgebildeten Musiker, jetzt Bibliothekar in München, die „Liedertafel“, einen Männergesangverein, der unter Heim's Direktion zur schönsten Blüthe gedieh und noch heute zu den besten des Landes zählt. Der Verstorbene blieb auch später fortwährend in freundschaftlichem Verhältniß zu der „Liedertafel.“ Heim zu lieb besuchte diese das eidgenössische Sängersfest in Chur 1862, wo sie mit einem wunderbar feinen Liedervortrag excellirte, und im Jahr 1870 widmete Heim seinen alten Freunden das 3. Bändchen seines Volksgesangbuches.

Neben der „Liedertafel“ übernahm Heim im Sernern die Direktion des akademischen Vereins und des gemischten Chors „Cäcilienverein“, und so entfaltete sich in der Stadt ein außerordentlich reges musikalisches Leben, — dessen trefflicher Sührer und guter Geist unser jugendlich feurige Ignaz war. Ihm verdankt Sreiburg auch die Gründung der schönen Liederhalle.

Neben der Erfüllung dieser Pflichten ging nun Heim mit hohem Ernst an die Lösung seiner großen Lebensaufgabe. Er studirte die Gesangesliteratur seines Volkes und anderer Nationen und spürte vor Allem den Volksliedern nach, wobei ihn ein trefflicher Kenner und Sammler der Dichtungen auf diesem Gebiete, — Wilhelm v. Waldbühl (Succalmaglio) freundlich unterstützte. Keine wichtige Erscheinung entging dem scharfen Sorscherauge Heim's, und so erwarb er sich jene wunderbare Sicherheit und Gewandtheit bei der Auswahl des Guten und Besten in seiner Bethätigung als Sammler und Herausgeber von Liederbüchern.

In die Zeit des Aufenthaltes in Sreiburg fällt auch die Bekanntschaft mit Selig Mendelssohn-Bartholdy, zu dem er im Verlauf der Jahre in freundschaftliche Beziehung trat, und dessen herrliche Lieder in seinen Sammlungen — mannigfach bearbeitet — reichlich vertreten sind.

Das Jahr 1850 riß Heim aus seinem schönen Wirkungskreis heraus. Nach der mißglückten badischen Revolution (1849) ließen sich eine Menge deutscher Flüchtlinge in den Grenzkantonen Basel, Aargau und Zürich nieder. Die reaktionären Staatsmänner Deutschlands fahndeten auf Alle diejenigen, welche mit den Flüchtlingen im Verkehr zu stehen schienen und verfuhrten besonders rücksichtslos gegenüber Solchen, die den Freiheitsideen der Revolution zugethan waren. Zu diesen Verdächtigen zählte unser Heim, und da er um diese Zeit — als Brautwerber

viel und oft nach Aarau, Rheinfelden und andern Schweizerstädten pilgerte und daneben einen lebhaften Briefwechsel mit seiner Braut und schweizerischen Freunden unterhielt — so wurde er von geschäftigen Polizeispionen als staatsgefährlicher Propagandist der Revolution denunziert und sodann im Herbst 1850 aus Sreiburg ausgewiesen. Im Bewußtsein seiner Unschuld verließ er vorläufig Deutschland nicht, sondern ließ sich — der Staatsgewalt zum Trotz, in Karlsruhe nieder. Der Minister Joly, ein Jugendfreund Heim's, hob denn auch bald das Ausweisungsdekret wieder auf; doch kehrte Heim nicht nach Sreiburg zurück, sondern wandte sich nach seinem Heimathlande, der Schweiz, deren Bürgerrecht sein Vater nie aufgegeben hatte. Im Jahr 1851 verheirathete er sich mit Emilie Müller, der Tochter des Herrn Obergerichtspräsident Müller von Rheinfelden, einer mit reichen Gaben des Geistes und Gemüthes ausgestatteten und gebildeten Frau, die nun nach dreißigjähriger glücklicher Ehe — einsam, ohne Kinder — dem lieben Manne nachweint.

Das folgende Jahr — 1852 — bezeichnet einen neuen, großen Wendepunkt im Leben unsers Freundes. Als er eben im Begriffe stand, sich in Baden-Baden niederzulassen, erging ein Ruf der „Harmonie Zürich“ an ihn, daß er in die Fußstapfen des als Hofkapellmeister nach Braunschweig übersiedelnden Franz Abt, ihres bisherigen hochverehrten Direktors, treten möchte. Heim folgte dem Rufe gerne, denn wo hätte er für seine reformatorischen Bestrebungen in der Gesangespflege ein geeigneteres Wirkungsfeld finden können, als in dem geistig so regsamem Zürich?

Und hier entfaltete denn Ignaz Heim auch erst recht nachdrücklich seine vielseitige segensvolle Thätigkeit als Chordirigent und Liederkomponist, als Pfleger und Veredler des Volksgefanges.

* * *

Ein alter „Harmonist“ berichtet in der „Schweiz. Musikzeitung“ über Heim's erstes Auftreten in Zürich:

„Abt's Abschiedskonzert (sein „Sängertag“) Ende September 1852 war vorüber und mit Anfang Oktober übernahm Heim den Dirigentenstab. Die „Harmonie“ hatte soeben einen unbestrittenen ersten Preis errungen, und der liebenswürdige, feinsühlige Abt genoß unbegrenzte Verehrung. Es war daher nicht leicht, sein Nachfolger zu sein. Heim's Auftreten war zwar äußerst leutselig, bescheiden und gewandt und seine von der ersten Stunde an bewiesene Tüchtigkeit verschaffte ihm bald die aufrichtige Zuneigung und Hochachtung, besonders der Jungmannschaft. Doch gab es solche, die sich durch sein selbstständiges Urtheil, seine rücksichtslose Energie, seine mitunter derbe Ausdrucksweise, seine Geringschätzung gegen übertriebene Düsterei und Säuselei verstimmt fühlten. Seine mit Bienenfleiß

angelegte, eigenhändig autographirte Lieder Sammlung bot neben den berühmten Chören von Mendelssohn, Kreutzer, Schubert, Abt u. A. vorzugsweise eine große Zahl von Volksliedern. Mit diesen machte Heim den Anfang, und als mancher Mund sich höhniſch verzog und manche Spottrede ſiel, ſprach er ernſt und beſtimmt: „An dieſen Liedern müßt Ihr ſingen lernen; ehe Ihr das Volkslied ſchön zu ſingen im Stande ſeid, kann ich nicht an größere Aufgaben gehen.“ Die Unzufriedenen mehrten ſich, manch' alter Sänger wollte nicht mehr „in dem Ding“ ſein, und es bedurfte der ganzen Ausdauer Heim's, der unbeirrt, konſequent ſeinen Weg verfolgte und des ganzen Einflusses des kunſtfinnigen und thatkräftigen Präſidenten, Profeſſor Karl Keller, um das Schiff vor den Gefahren unheimlicher Klippen oder heftigen Stürmen ſicher zu ſtellen. Da kam das eidgenöſſiſche Sängereſt in Winterthur und die „Harmonie“, gegen eigenes Erwarten, ging wieder ſieggekrönt aus dem Wettkampf hervor. Damit war Heim's Autorität anerkannt, alle Oppoſition ſchwieg, ſeine Stellung in der „Harmonie“ war geſichert. Aber nicht nur dieſe: Seine ganze Stellung in Zürich, wo damals neben ihm Wilhelm Baumgartner, Alexander Müller u. A. wirkten, war von nun an dominirend.“

Im Frühjahr 1853 wurde Heim auch zum Nachfolger Abt's als Direktor des Limmathal-Gesangvereins gewählt; 10 Jahre ſpäter trat er an die Spitze des Seefängervereins, und behielt dieſe beiden Funktionen bis zum Tode bei.

Dazu kam die Leitung des Predigern-Kirchengeſangvereins, die er erſt vor wenigen Jahren aufgab.

Am großen eidgenöſſiſchen Sängereſt in Zürich vom Jahr 1858 war Heim der Chordirektor und entzündete die Sänger durch die Sicherheit und das Feuer der Begeiſterung, mit der er die Geſänge leitete und zu wirksamer Darſtellung brachte. Er trat in das Centralkomitee des eidgenöſſiſchen Sängervereins, und von nun an „galt ſeine Stimme viel in der Gemeinde.“ Man hielt ihn für allmächtig, und Manche beneideten und haßten gar den unermüdlich thätigen Meiſter, deſſen Wort in allen Sängerkreiſen ſo außerordentlich maßgebend wurde. Dieſer Einfluß des Mannes hatte ſeine guten Gründe: denn Heim bewies nicht bloß in Wort und Schrift, ſondern vor Allem in ſeinem praktiſchen Wirken, daß er ſeiner Ziele klar bewußt und der Mittel zur Erreichung derſelben ſicher ſei. — Mit ſeiner „Harmonie“ zog er von Triumph zu Triumph und machte ſie immer mehr zu einem Männergeſangverein erſten Ranges. Mit der Pflege des ſchlichten und ungekünſtelten Volksliedes im Kreiſe dieſer vorgeschrittenen Sänger erzielte er wunderbare Erfolge nach Seite der Tonbildung, Ausſprache, Dynamik und vor Allem der geiſtigen Auffaſſung von Text und Compoſition. Er zeigte, wie man das Einfache zum Erhabenen geſtalten könne und — wie auch im Geſange Natur und Kunſt geſchwifterlich vereinigt werden müſſen. — So war er dann im Stande, an ſeine

Sänger in kurzer Frist die höchsten Anforderungen zu stellen: Lieder-vorträge, wie „Rheinsage“, „Barbarossa's Erwachen“, und „der Krieger Nachtwache“ von Ecker, „Onbin“ von Abt u. A., mit denen der Verein wiederholt die ersten Lorbeeren an eidgenössischen Festen erkämpfte, leisten dem Sachkundigen den Beweis dafür, wie weit und hoch unser Heim die „Alma mater des veredelten Volksgebetes“, die Zürcher „Harmonie“ zu führen vermochte.

Von der engern Familie ging die Wirksamkeit unsers Freundes weiter hinaus in die kleinen Vereine zu Stadt und Land: die strebsamen Sänger allerwärts erbaten sich den Rath und die Hülfe des „Papa Heim.“ Und überallhin pilgerte der begeisterte Apostel der Kunst, gerne und freudig, um Samen auszustreuen, junge Saaten zu hüten, zu lehren, zu ermuntern, zu loben und zu strafen. — Er fand viele Arbeit. Unser Gesangsweisen war in eine ungesunde Richtung gerathen. Auf der einen Seite wurde in den vorgeschrittenen Vereinen das sentimentale Lied im Uebermaß gepflegt und es artete das Singen in ein krankhaft-romantisches, manirirtes und unnatürliches Säufeln aus; anderseits glaubten viele Landvereine das Höchste zu leisten, indem sie die schalen Todelien der Wepf, Ambühl und Brunner herunterleierten. Da war es nun Heim, der die Vereine auf den Werth des ächten und einfachen Volksliedes hinwies, der die Dirigenten darüber aufklärte, wie eine gute Tonbildung und eine richtige Aussprache, dynamische Schönheit und rhythmische Genauigkeit zu erzielen, welche Lieder für die Kraft der Vereine passend oder unpassend seien.

Vor Allem aber ging sein Streben auf eine naturgemäße Verknüpfung von Wort und Ton, und gerade diese Seite der Liederpflege fand er fast überall im Argen.

Das größte Verdienst um unser Gesangsweisen hat sich Heim unstreitig durch seine Liederbücher für Männer-, Frauen- und Gemischte Chöre erworben. Sollte der Geschmack der Sänger veredelt und überhaupt eine neue Richtung eingeschlagen werden, so mußte in erster Linie der passende Stoff geschaffen und den Sängern leicht zugänglich gemacht werden.

Im Jahr 1861 wurde Heim zum Redaktor der Liederbuchkommission der zürcherischen Schulynode ernannt, und es gebührt ihm der Ruhm, in dieser Stellung Werke geschaffen zu haben, die ihresgleichen in der ganzen Welt suchen mögen. Das vielleicht weitverbreitetste aller Liederbücher ist das erste, das aus Heim's Hand gekommen: die „Sammlung von Volksgebeten für den Männerchor“ vom Jahr 1862 (235 Chöre), das nun bereits 46 Auflagen (zu 5000 Exemplaren) erlebt hat. Es folgte 1863 die bis heute in 26 Auflagen erschienene „Sammlung von Volksgebeten für den Gemischten Chor“ (254 Lieder), und 1867 „die Sammlung von drei- und vierstimmigen Volksgebeten für Knaben, Mädchen und Frauen“, 232 Chöre, die acht Mal aufgelegt wurde.

Diese Bücher fanden nicht bloß Eingang bei den schweizerischen Sängervereinen, sondern weiterhin, so weit die deutsche Zunge klingt. Sie bilden einen Markstein in der Entwicklungsgeschichte unsers Sängerlebens und werden wol noch lange „als Coder des Besten in der Volksgesangsliteratur“ gelten dürfen.

Hier ist wol der passende Ort, einige werthvolle Bemerkungen Heim's zu seinen Werken (aus dem Synodalbericht 1863) wiederzugeben. — Heim stellt sich vor Allem klar und bestimmt auf den Boden des Stifters des schweizerischen Volksgesanges, Hans Georg Nägeli, der das ganze Volk zur Kunstübung aufgerufen habe. Auch er huldigte der Nägeli'schen Lehre: „die Betheiligung an der Kunst herauszuführen aus dem engern Kreise der Gebildeten und dieselbe durch Ausbreitung in den weitesten Schichten der Nation zum Gemeingut Aller zu machen. Nach Nägeli's Begründung ist im Reiche des musikalischen Wirkens der Chorgesang das Eine und Einzige, allein mögliche Volksleben und das Ideal einer solchen volksthümlichen Kunst ist die Einfachheit der Tonformen bei möglichst großen Dimensionen der Betheiligung.“

... Ueber Natur und Wesen des Volksliedes, bemerkt Heim, scheinen da und dort sonderbare Begriffe zu walten.

„Was ist ein Volkslied? Ein Lied, vom Volk gedichtet und in Musik gesetzt? Wer kann den Unsinn glauben, das Volk dicte und komponire? Der Einzelne ist's, der in lyrischer oder epischer Form ausspricht, was im Geiste Vieler lebt; immer nur der Einzelne ist's, der singt, was in dem Herzen Vieler widerklingt, und ist dies klar und warm erdacht, und ist dies tief und warm, innig und sinnig empfunden, — dann lebt es fort von Geschlecht zu Geschlecht, im Geiste und im Gemüthe des ganzen Volkes, und Niemand fragt und weiß, wer das Lied gemacht und wer die Weise erfann: So wird und das ist das Volkslied! So entstand es vor Jahrhunderten schon, und sind auch die Namen seiner Dichter und Tonsetzer längst verhallt: Was sie in Wort und Ton gesagt, das lebt für alle Zeiten; denn ihre Gedanken und Empfindungen sind und bleiben uns Allen gemeinsam. In ähnlicher Weise bildet sich heute noch der moderne Volksgesang: Es sind dies die Lieder, die glücklich dem Volkston nachgefühlt, in Herz und Mund des Volkes übergehen, gleichviel, ob sie einem unbekannten Manne aus dem Volke entstammen, der in schlichter, unbewußter Naivetät, oder ob sie von einem berühmten Gelehrten oder Künstler herrühren, der in glänzender und bewußter Bildung mit Glück und Geschick in die Saiten der Volkscharfe griff. — Gleich wie in uns nahen Perioden Bürger, Göthe, Claudius, Körner, Uhland, Heine, Eichendorff, Hoffmann v. Sallerleben u. s. w., dem Volke seine Seelenstimmung ablauschend, viele solche Lieder gedichtet haben, und gleich wie Gretry, Gluck, Mozart, Haydn, Weber, Mendelssohn, Nägeli und Silcher gleichsam in dem Herzen des Volkes ihre schönsten Melodien suchten und

fanden, so haben ebendaselbe auch früher die Besten und Edelsten gethan, denen sich wol überall der Naturdichter, der Naturfänger, ein Mann des Volkes, ein Hans Sachs — ein Leonhard Widmer beigesellt. Das ist der Ursprung, das ist die innere Bedeutsamkeit der Volkslieder, und wehe dem Dichter und dem Musiker, der stolz die edle Einfachheit in Wort und Ton verschmäh't! Es folgt ihm der Stuch des Versunken- und Vergessenseins auf dem Fuße! Das eigentliche Volkslied, das ächte und naturwüchsige, ist nicht jenes, welches in engen Kreisen, kaum aufgetaucht, wieder verschwindet, sondern jenes, das je länger je mehr mit dem Volke verwächst und durch Jahrhunderte seine vollste Lebenskraft bewahrt; solche Lieder und solche Weisen sind's, die die Kommission in dem vorliegenden Buche zur Geltung bringen will. Die Kommission hat tief in den unerschöpflichen Schatz der Volkspoesie hineingegriffen; sie that es in klar erkannter Absicht, und was sie aus mehr denn 40 reichhaltigen Sammelwerken der ältern und neuern Zeit ausgewählt, geschah nicht auf Gerathewohl, sondern wohlbedacht und wohlgeprüft, und nicht ohne die Lieder auch gehört zu haben. Wenn man tadelt, daß viele ältere Weisen berücksichtigt wurden, so weiß man nicht, daß dem 15. und 16. Jahrhundert die schönsten Blüthen und Früchte auf diesem Felde verdankt werden; man vergißt, wie hierauf die Periode der gelehrten Poesie und der geschmacklosen Reimerei auftrat und gleichzeitig die Melodien immer garstiger verkünstelt und verschönrkelt wurden, bis Percy, Herder und Göthe Sopf und Perrücke vernichteten und der Einfachheit und Naturwahrheit aufs Neue zum Siege verhalfen.

In dem Volksliede findet das innerste Leben und Streben der Nation seinen Ausdruck, und je reicher und tiefer die Idee der Nation im politischen Leben zur Geltung kommt, um so herrlicher entfaltet es sich; man denke vergleichend an die träumerische Weichlichkeit des deutschen „Guter Mond, du gehst so stille“, und an die gleichzeitig erschienene weltenerschütternde Marseillaise der Franzosen. „Aber auch die kleinsten und naivsten Volksliedchen“, sagt Göthe, sind so wahre Poesie, als irgend eine sein kann; sie regen jeden gesunden Sinn und jedes Gemüth ebenso an, wie die Feld- und Waldblumen das Auge des Naturfreundes erquicken, selbst wenn sich in seinem Garten die strahlendsten und seltensten Zierpflanzen darbieten. Waldfrische ist der Grundcharakter der Volkspoesie und Volksmusik; sie gleicht der Quelle, die im Waldesdunkel sprudelt; sie gleicht dem Gießbach, der frei und ungehemmt über Felsen herabstürzt; sie blüht und duftet wie die Erdbeere in den Moosen des Tannendickichts.“

Ich weiß gar wohl, wie viele Mühe und Ausdauer es verursacht, bis das Volkslied in den schweizerischen Männerchören eingebürgert war; die kleinen „Schwabenlieder“, wie sie der Spott nannte, wurden zu Stadt und Land verachtet, bis man gelernt hatte, sie ausdrucksvoll zu singen, und bis sie an eidgenössischen Sängerefesten die größten Triumphe errungen

hatten. Ein Volksliedchen darf nicht mit tadel süchtigen Augen geprüft und nicht mit dem Messer der hohen Kritik zergliedert werden; es gleicht in seinem unscheinbaren Kleide der Nachtigall: — man soll es nicht schauen, man soll es hören! Wo man die Volksweisen nicht als Gassenhauer pöbelhaft brüllt, sondern warm und innig singt, wird nun und nimmermehr der tiefste Eindruck fehlen; denn Geist und Herz finden in denselben stets die edelste und reichste Nahrung.

Durch den gemischten Chor vorgetragen, erfreuen sie durch weitaus bedeutenderen Wohlklang, als im Tonsatz für Männerstimmen; schon in einfacher Besetzung klingen sie herrlich, und da sie überdies noch für alle Stimmen außerordentlich leicht und bequem zu singen sind, eignen sie sich ganz vorzüglich für kleinere Vereine, für den Solo-Quartett-Gesang und für die in der Schweiz, mit Ausnahme des unerquicklichen Klaviergeklimpers, leider allenthalben erstorbene und vergessene Hausmusik.

Aber mit der Schaffung der Synodalliederbücher schloß die schöpferische Thätigkeit unsers Freundes noch lange nicht ab. Es entstanden eine Reihe weiterer Sammlungen, die Heim im Selbstverlag herausgab. Diese Bücher kamen den verschiedenartigen Bedürfnissen der Sängervereine entgegen, und der reißende Absatz, den namentlich die ersten Hefte bis jetzt gefunden, beweist augenscheinlich, daß Heim das Nöthige und Passende auswählte.

Es erschienen von 1863 bis 1880 5 Bändchen für Männerchor, mit dem Titel „Neue Volksgefänge“, zusammen 743 Nummern enthaltend, sodann 3 weitere Liederbücher für den Gemischten Chor mit 478 Nummern und ein „zweites Volksgesangbuch für Knaben, Mädchen und Frauen“ mit 130 Liedern.

In diesen Büchern lernen wir nun vor Allem aus auch den Componisten Heim kennen, indem nicht weniger als 312 Compositionen sich darin finden, bei denen sein Name steht. Außerdem treffen wir daselbst eine große Zahl von Liedern, die mit „Volksweise“ überschrieben, aber zum größten Theil Heim's Originalarbeit sind. Treffend bemerkt über diese Werke ein Sachmann (Hr. Baur): „Daß unter so vielen Schöpfungen nicht Alles originell, nicht Alles gleich bedeutend sein kann, wird Niemand bestreiten wollen; aber das ist wahr, daß Heim nie Andere, nie sich selbst kopirt hat, daß alle seine Lieder, wie der Kampfgerichtspräsident Arnold (in Luzern) sagt, frisch und innig empfunden, daß sie in ganz vorzüglicher Weise für das Vorwärtstreben der Vereine berechnet und daß sie, gut vorgetragen, von ausgezeichnete Wirkung sind. Heim besaß eine außerordentlich reiche Gestaltungskraft, und die Wahl und Auffassung seiner Texte, seine Melodie und Stimmführung, der Wohlklang seiner Harmonien durfte wohl unbeanstandet bleiben. Wie oft haben seine „Vineta“, sein „Ach, in die Serne“, sein „Heimweh“, sein „Abschied vom Vaterland“, „Waldeinsamkeit“, „Du prächt'ger, lichter Blüthenbaum“, „Heimwärts“, „Ich kenn' ein

wunderschönes Land" und viele andere großen Eindruck gemacht. Und wie manche köstliche Perle aus seinem Liederschatz wird erst noch gehoben werden und die Unvergänglichkeit seines Namens besiegeln."

Wie tief diese Lieder schon jetzt in's Volk gedrungen, davon wird sich Jeder überzeugen, der festliche Tage inmitten des Volkes begeht oder die Gesangsaufführungen zu Stadt und Land besucht. Selten treffen wir ein Liederprogramm, auf dem nicht der Name unsers Meisters steht, und es sind namentlich die kleinern Landvereine, die an Heim'schen Liedern ihre Kräfte entwickeln und mit bescheidenen Stimmmitteln auf diesem Wege dennoch sehr oft ganz überraschende Erfolge erzielen.

In mehr als einer halben Million Exemplaren sind die verschiedenen Heim'schen Liederbücher, welche im Laufe der letzten 20 Jahre successive entstanden, in die Welt hinaus gewandert. (Das sechste Bändchen der Volksgesänge für Männerchor, das der Verfasser „dem Sängerverein am Zürichsee" und dem „Limmatthalgesangsverein" zu ihrer 50jährigen Stiftungsfeier gewidmet, nannte Heim selbst die hundertste Jubiläumsgabe seiner Volksgesangsbücher!) Welch' eine Sülle von Segen, welch' ein Strom des Schönen, Gemüthvollen — des Erhabenen ist damit ausgegossen worden in alle Kreise des Volkes!

Ignaz Heim hat die Sangespflege im Volke durch seine Liederbücher und insbesondere durch die eigenen Compositionen in neue Bahnen geleitet; er wurde zu einem Pfadzeiger auf dem Gebiete der popularisirten Kunst. Aber er blieb dabei nicht stehen. Der Meister mühte sich darum, eine tüchtige Schaar von Jüngern heranzuziehen, die das große Werk in seinem Sinn und Geist weiterführten. Ohne einsichtige Gesangleiter, die nicht allein genügende musikalische Kenntnisse besaßen, sondern vor Allem auch die Geheimnisse einer rationellen Methode in der Tonbildung und Vereinsführung erfaßt hatten, konnte die Culturaufgabe, die sich Heim zum Ziel gesetzt, nicht erreicht werden.

Es waren die zürcherischen Gesangsdirektorenkurse der Jahre 1865 und 1868, an welchen Heim unter Mithilfe der Herren Baumgartner und Rud. Weber mit einer Energie und Fähigkeit sonder Gleichen einen Kreis von je 50 Lehrern — im Zeitraum von 14 Tagen — in die Sängerspraxis hineinführte. Die Ergebnisse dieser Kurse (vor Allem des ersten) waren ganz außerordentlich erfreulich. Herr Heim riß mit seinem Seuer-eifer den letzten Mann mit und spornte ihn zur Thätigkeit an.

Wir können es uns nicht versagen, hier einige Sätze aus dem vor-trefflichen Berichte wiederzugeben, den Heim über den Kurs vom Jahre 1865 zu Händen des Erziehungsrathes abfaßte. Er schrieb u. A.:

„Beim Beginne des Gesangunterrichtes zeigte sich ganz unerwartet und sehr überraschend, daß die Lehrer von der Grundbedingung jedes guten Gesanges keine klare Vorstellung besitzen und daß ihnen die einfachen Begriffe von Tonanschlag und Tonbildung in Theorie und Praxis

vollständig neu und unbekannt entgegenzutreten. Es ist kaum begreiflich, warum dieses Alpha und Omega der Gesangkunst in den gesetzlich eingeführten Lehrbüchern und darum auch wohl in Seminar und Schule bisher geradezu ignoriert wurde. Ihr Berichterstatter fühlte sich durch solche Wahrnehmung um so mehr verpflichtet, diesen Lebenselementen schönen Singens die sorgfältigste Erklärung und Uebung angedeihen und sie wiederholt durch die Theilnehmer selbst vornehmen zu lassen, zumal er ihre Nothwendigkeit und außerordentliche Nützlichkeit in hundertfachen Erfahrungen und Beobachtungen erprobt hatte. Richtiger Tonanschlag, feste Tonbildung einzig und allein befähigen die Sänger, den *T o n s t r a h l* bei allen Vokalen und in jeder Modulation und Klangschattirung gleichmäßig stark oder schwach, an- und abschwellend, hell oder dunkel, frei und offen oder gedeckt ausströmen zu lassen: nur durch sie wird Sicherheit zur Beherrschung der Stimmorgane und damit die Ausgleichung der Stimmregister, die Egalität aller Tonlagen erobert. Die drei Hauptmomente der Tonbildung — *B e g i n n*, *A u s h a l t* und *A b s c h l u ß* — wurden zuerst erläutert, vorgefungen und, so gut und schlecht es eben gehen mochte, von Mann für Mann nachgeahmt. Der Hauptfehler, der allseitig hervortrat, war ein hastiges, rauhes und stoßweises Auspressen des Athems, welches stets die Reinheit des Anschlags trübte und das ruhige Festhalten und dynamische Beherrschen der Intonation unmöglich machte. Die Ueberfüllung der Lungen mit Luft ist Schuld daran und erst nachdem die Gesetze des Athmens erkannt waren und als gezeigt worden, wie selbst der größte und stärkste Ton mit einem Minimum von Athem erzeugt werden könne, verbesserten sich diese Experimente und Viele gelangten bald dahin, den Tonstrahl beliebig, ohne störenden Beiton oder Mitgeräusch zu entwickeln; für die Anwendung im Gesange war er aber dadurch noch keineswegs gesichert, denn gerade diese Uebungen verlangen zu ihrer Sisirung oft und vielmalige Vornahme in mannigfaltiger Art und Weise.

Wir erörtern hier aus dem Grunde speziell und ausführlich diese Lehrsätze, weil in dem Mangel der Erkenntniß edler Tonbildung von Seite der Lehrer die Hauptquelle der Fehler und Gebrechen zu suchen ist, welche dem schweizerischen Volksgesang noch ankleben. Es ist ein Vergnügen, zu konstatiren, daß Jeder in unserem Kurse dieses einsah, namentlich als die Schattenseiten des Einzelns, Quartetts- und Chorgesanges kritisch und ästhetisch diskutiert wurden. — Einer glücklich organisirten Natur mag da und dort manchmal ein Liedchen recht hübsch glücken; man verdankt es aber mehr dem Zufall oder einer gehobenen Stimmung. Wer hingegen ein guter, zuverläßiger Sänger, selbst nur für den Chor zu werden strebt, der muß diese Sundaentalbedingungen in einzelnen gehaltenen Tönen und in kurzen und langen Tonreihen erst langsam, dann nach und nach bewegter in allen Stärkegraden so oft und lang üben, bis Athem und Stimme der Willenskraft natur- und kunstgemäß gehorchen. Nur

durch solche Tonübungen wird der Vortrag eines Liedes gesichert und beherrscht und Kraft und Umfang, Rundung und Stille, Weichheit und Beweglichkeit der Stimme erlangt; nur durch sie wird Herz und Ohr für wahre Tonschönheit erschlossen und sie allein bilden für jeden Gefühlsausdruck das charakteristische Klanggepränge und die unendlichen Modulationen und Nuancirungen, deren die Stimme fähig und welchen wir bei guten Sängern immer begegnen. Die Menschenstimme ist das herrlichste Tonwerkzeug, denn sie ist das Echo der Stimme Gottes! Sie sollte nicht werth genug sein, um in besonderen Uebungsstunden sorgsam gepflegt und veredelt zu werden? Welch' eine Blasphemie! Welch' eine Thorheit! Welch' ein Wahnsinn! Für technische Studien an andern Musikorganen wird oft nutzlos viel Zeit, Mühe und Geld verschleudert und diese sind doch nicht selten sinn- und geistlose Spielereien und Erfindungen der Menschen und wie tief steht selbst gute Instrumentalmusik an Bedeutung für Volksbildung zurück gegenüber der Majestät und Würde der Vokalmusik."

"Gesang ist die Poesie des Tons und die Poesie der Sprache. Alle Kenntniß und Uebung bleibt unfruchtbar, wenn man nicht lernt, Sprache und Ton mit Geist und Herz in Einklang zu bringen; denn der Gesang ist nicht nur die Summe sprachlicher und musikalischer Erkenntniß, sondern zugleich die Summe der ganzen Intelligenz des Menschen. Auch im Gesangsunterricht für solch' eine höhere Auffassung hilft alles Sagen und Klagen, alles Vorzeigen und Vorgeigen nichts, wenn nicht die Kraft erweckt wird, das Empfangene und Empfundene lebendig wiederzugeben. Vollt ihr den Gesang zu einem richtigen, verständigen, schönen und ausdrucksvollen gestalten oder, mit einem Worte gesagt, zu einem ästhetischen erheben, so studirt das betreffende Kunstwerk in allen seinen Sormen, lebt euch hinein mit voller Hingebung und warmer Begeisterung, alsdann beherrscht wohl den Athem, laßt rein, frei und offen den Tonstrahl sich entfalten, spricht klar und deutlich mit im Geiste wohl durchdacht, im Gemüthe tief gefühlter Deklamation und wahrhaft hinreißend und unwiderstehlich werden und müssen eure Einzel- und Chorgesänge erschallen!

Das sind — Alles mit Allem — „die Geheimnisse der Sologefangkunst“, die nun fruchtbar für unsern Volksgesang werden sollten. Zu diesem Behufe und mit diesen Grundsätzen erfasset den Gesang und erlernt ihn erst selbst recht gründlich und dann lehrt ihn also, frisch und frank in allen Wirkungskreisen; denn ein Schulmeister muß gut singen können, sonst schau' ich ihn nicht an!“ so sprach einst Martin Luther und wahrlich er hat Recht! Mißkennet und unterschäzhet nicht das mächtigste Attribut eures Berufes und ergreift heck und kühn die Aufgaben, welche die Gegenwart und noch weit mehr die nahe Zukunft euch in dieser Sphäre

zuweist: ihr könnet und werdet sie erfüllen zu erhöhter Gesittung und zu edlerer Kultur des Volkslebens."

. . . Zu Anfang der 60er Jahre, als die „Harmonie“ eben in schönster Blüthe stand, verfolgte ihr vielverdienter Präsident, Hr. Professor Karl Keller, mit großem Eifer den Gedanken einer nähern Verbindung dieses Männergesangsvereins mit dem „gemischten Chor Zürich“, von der Absicht geleitet, den letztern durch Beiziehung tüchtig geschulter Männerstimmen zu höherer Leistungsfähigkeit zu bringen. Auch Herr Heim war mit dieser Reorganisation der erprobten „Harmonie“ einverstanden; er glaubte, seinen Sängern getrost noch vermehrte Arbeit zumuthen zu dürfen, ohne damit der Hauptaufgabe des Vereins, der Cultivirung des Männergesanges, zu schaden.

Aber die „Harmonisten“ waren in ihrer großen Mehrzahl der vorgeschlagenen Reform abgeneigt, in welcher sie eine Zersplitterung der Kräfte nach zwei Hauptrichtungen der Gesangeskunst erblickten, bei der der Männerchor zu kurz komme. Heim, der den „gemischten Chor“ immer als die höchste und schönste Form der Vokalmusik betrachtet wissen wollte, durch die Verbindung der „Harmonie“ mit dem „gemischten Chor Zürich“ eine neue herrliche Phase in der Entwicklung des Gesanglebens der Stadt zu schaffen hoffte, — Heim, dem zeit lebens kein Opfer zu groß war, wenn die Förderung der Kunst in Frage kam, zeigte sich nach Ablehnung des Vorschlages durch den Verein — erst sehr verstimmt und man fürchtete, er werde mit Keller die „Harmonie“ verlassen. Aber der Verein war ihm zu tief in's Herz gewachsen, — er blieb ihm treu und führte das Steuer noch ein volles Decennium weiter.

Neben der Direktion der „Harmonie“ und des „Predigern Kirchengesangsvereins“ widmete er seine Kraft fortwährend den großen Kollektivverbänden des See- und Limmatthalvereins. Als jener im Jahre 1868 zum ersten Mal für die gemischten und Frauenchöre, denen erst kurz vorher der Zutritt in den Verein gestattet worden war, ein kleines Fest (in Meilen) anordnete, war der Direktor von hoher Freude erfüllt, und als die erste Gesangsaufführung dann unerwartet schöne Resultate zeigte, strahlte sein Gesicht in wahrhaft kindlichem Glück. — Mit allen Lokalvereinen war er stets in innigem Contact; er kannte die strebsamen wie die läßigern, die guten wie die schwachen und bemühte sich um die Bedürfnisse jedes einzelnen buchstäblich so, wie ein guter Vater um das Wohlbefinden seiner Kinder besorgt ist.

Im Musikkomitee des eidgenössischen Sängervereins arbeitete er viele Jahre lang neben Rudolf Weber als trefflicher Redaktor der Festschäfte und Inspektor der Vereine; trat jedoch zurück, als der Beurtheilungsmodus für den Wettgesang in der Weise geändert wurde, daß die Kampfrichter nicht mehr wie bis anhin die Totalität des Liedervortrages, sondern je eine Seite derselben zu censuriren hatten. Ueber diese neue „schablonenmäßige“ Art der Kritik („Schusterboutique“, lautete sein bitterer Ausdruck)

ärgerte er sich sehr und war nicht mehr zur Mitarbeit auf diesem Gebiete zu bewegen, insbesondere auch in Folge roher Beleidigungen, die er sich bei der Rückkehr vom Sängersfeste in Neuenburg (1870) von Seite eines nicht-zürcherischen Sängervereins gefallen lassen mußte, der ihm den Vorwurf machte, er habe das Kampfsgericht ungebührlich beeinflusst. Die Beleidiger waren im Unrecht; ihre Anschuldigung war aus der Luft gegriffen und um so lächerlicher, als der Wettgesangsvortrag der „Harmonie“ gerade an jenem Feste in den zweiten Rang versetzt wurde.

Bei solchen Erscheinungen mußte unser Freund die schmerzliche Erfahrung machen, daß sein treues, aufopferndes und reines Streben für die Interessen des schweizerischen Sängervereins vielfach verkannt und daß er selber der Gegenstand harter Anfeindung geworden. Unter diesen Umständen konzentrierte er seine Thätigkeit gerne wieder auf die Pflege des Sängervereins des Heimathkantons Zürich.

Im Jahr 1871 machte Heim seinen Freunden in Sreiburg einen Besuch. „Zufällig sah er dort den Einzug der siegreichen deutschen Armee. Ermüdet von dem Glanze der Waffen, wandte sich das Auge dem reinen Blau des Himmels zu. Der Blick fiel auf die Spitze des Münsterthurms und sah diese — doppelt. Beunruhigt, konsultirte er einen befreundeten Arzt und erhielt die schreckliche Aufklärung, das sei das Zeichen des beginnenden grauen Staars; wenn er sich in Acht nehme, namentlich vor Nachtarbeit und Rauchtluft sich hüte, so könne es bis zur eigentlichen Erblindung noch Jahre dauern.“

Bei so trüben Aussichten in die Zukunft lag es nun nahe, vorerst wenigstens das anstrengendste Amt niederzulegen, — die Direktion der „Harmonie.“ Es geschah dies im Frühling 1872, in einem Moment, da die Gesundheit des Mannes auch sonst zu schwanken begann. Ernstliche Leiden in der Luströhre traten auf und er fürchtete längere Zeit, das Schicksal Wilhelm Baumgartner's theilen zu müssen, der wenige Jahre vorher der Luströhrenschwindsucht erlegen war.

Die Sänger der „Harmonie“ waren von dem plötzlichen Entschlusse ihres geliebten und verehrten Führers, den Dirigentenstab niederzulegen, den er 20 Jahre lang so rühmlich geführt, mit dem er den Verein wahrhaft groß gemacht, — gar schmerzlich überrascht; Heim war mit der „Harmonie“ so innig verwachsen — stand mit einer großen Zahl ihrer Glieder in so herzlichen Beziehungen, er kannte die Kräfte, die Schwächen und Vorzüge des Vereins so genau, — er war so sehr der Mittelpunkt alles Lebens und Schaffens darin, — daß die Frage einer würdigen Ersetzung des Meisters große Schwierigkeiten bereitete.

Dem Scheidenden wurde der Titel eines Ehrendirektors verliehen: er blieb auch weiterhin des Vereines Freund und Berather, und als sein Nachfolger (Behr) eine — nach Heim's innigster Ueberzeugung — unrichtige Bahn betrat, indem er den Gesang a capella vernachlässigte und an

den Konzerten größtentheils Chöre mit Instrumentalbegleitung zum Vortrag brachte, war Heim ungehalten und um die Sortentwicklung des Vereins schwer besorgt.

Die letzten 8 Jahre seines Lebens hat der Verewigte trotz aller körperlichen Leiden mit fleißiger und gesegneter Arbeit ausgefüllt. Es entstanden eine ganze Reihe seiner Liederbücher mit zahlreichen Compositionen und Arrangements von seiner Hand. Die Revision des Synodalliederbuches der Männerchöre — durch Einfügung neuer beliebter Lieder an Stelle von weniger werthvollen der ursprünglichen Ausgaben — beschäftigte ihn lange Zeit, ebenso die Herstellung einer Sammlung drei- und vierstimmiger Gefänge für die Sing- und Sekundarschule und endlich als letzte größere Arbeit die Umarbeitung des Synodalliederbuches für den gemischten Chor.

Eifrigen Antheil bekundete unser Freund an dem Gedeihen der Züricher Musikschule, deren thätiges Vorstandsmitglied er bis zum Tode blieb. — In den zahlreichen Sitzungen der Liederbuchkommission, der Vorstände des Linmatthal- und Seefängervereins fehlte Heim selten — und ebenso leitete er die Aufführungen der Sektions- und Hauptfeste ununterbrochen — bis zum Eintritt jener längst vorausgesehenen Katastrophe — der Erblindung.

Als im Frühjahr 1879 das Augenlicht in rascher Progression schwächer wurde, ging Heim fast gar nie mehr aus, blieb beständig in seinem Arbeitszimmer und erwartete ruhig und gefaßt, — wie es dem ächten Philosophen geziemt, die herbe Leidenszeit der Operation des einen Auges, die Herr Professor Hörner endlich vollkommen glücklich durchführte.

Wie Ignaz Heim in allen Schichten des Volkes ein Vielgeliebter war, zeigte sich bei der Kunde, daß er die gefährliche Operation überstanden habe und wieder ein Sehender geworden. Von allen Seiten, von Privaten und Vereinen, empfing er die herzlichsten Glückwünsche, und die Tagesblätter begrüßten den Sängerpapa mit begeisterten Worten, die Hoffnung aussprechend, daß er nun wieder zu frischem, segensvollem Wirken fähig sei. In ihm selbst erwachte neue Lebenslust: er entwarf schöne Projekte und hoffte namentlich dem Schulgesang sich nützlich zu machen.

Aber es sollte dem guten Manne nicht vergönnt sein, des wiedergewonnenen schönen Lebenslichtes sich lange zu erfreuen. Seine Kraft war bereits durch eine innere Krankheit so viel als gebrochen. Eine erschreckende Blässe und schnell vorschreitende Abmagerung ließen auf eine Zerrüttung der Verdauungsorgane schließen, und in der That war es ein hartnäckiger Magenkatarrh, der ihn Monate hindurch quälte und ihm allen Appetit raubte. Ein wenig Milch und Eier bildeten lange Zeit seine einzige Nahrung. Wein, den ihm alle Aerzte dringend als Heilmittel empfahlen, konnte und wollte er nicht trinken, da er sein Leben lang sich des Genusses der Spirituosen enthalten hatte.

Geistig blieb er frisch und jugendlich regsam bis an's Ende, sich für Alles — insbesondere auch die Vorgänge im politischen Leben interessirend.

Seine edle Gattin, die ihn mit rührender Hingabe und Sorgfalt schon in den schweren, langen Stunden seiner Blindheit hütete, war jezt Tag und Nacht an seiner Seite und er ließ sich von ihr wie ein Kind verpflegen.

Daß es zum Sterben gehe, daran wollte unser Freund nicht denken. Seine letzte Arbeit, das Liederheft für die Männerchorfeste der See- und Limmatthalgesangsvereine (1881) wurde eben gedruckt, als plötzlich ein schlagähnlicher Anfall den Mann niederwarf — es war am 28. November — und der Todesengel langsam die Sackel niedersenkte. — Still und ohne Klage, fast immer schlummernd, lag er da, und wenn die treue Gattin nach seinem Befinden fragte, gab er freundlich und bestimmt die Antwort: „Mir ist sehr wohl!“

Am 3. Dezember 1880, Nachmittags, fand der Meister der Töne die ewige Ruhe. Und durch das ganze Schweizerland ging von Mund zu Mund die herbe Kunde: Vater Heim, des singenden Volkes Freund, ist nicht mehr! Die Augen der Männer und Frauen füllten sich mit Thränen der Wehmut, und die Besten unter denselben empfanden es tief, daß mit der Asche des herrlichen Mannes zugleich ein großes Herz, ein Stück lautern Volksgemüthes zu Grabe getragen werde.

*

*

*

In diesem Rahmen bewegte sich das Leben des Mannes, der mehr als ein Vierteljahrhundert unter uns an der Verwirklichung einer großen Idee gearbeitet und für diese Idee all seine schönen Geisteskräfte eingesetzt hat. Solche ideale Naturen sind in unserer — so überaus nüchternen, vom kleinen Egoismus angekränkelten Zeit gar selten geworden. Wir schauen zu ihnen, wie zu freundlich leuchtenden Sternen empor, und wenn sie untergegangen, sinnen wir gerne in stillen Stunden an all' den Glanz, mit dem sie uns einst entzückt haben.

Je weiter der Todestag unsers Ignaz Heim hinter uns zurückliegt, desto klarer und bestimmter tritt das Bild seiner schöpferischen Thätigkeit und seiner unsterblichen Mannestugenden vor unsere Seele und es tauchen in der Erinnerung schöne Bilder aus seinem Leben auf.

Ignaz Heim wird mit Recht ein Autodidakt genannt; — er ist aus sich selbst der Mann geworden, der so Großes zu leisten vermochte; aus eigener Kraft hat er die Wege gesucht und gefunden, um das Zauberreich der Tonkunst für die Volksbildung nutzbar zu machen: — darin liegt das untrügliche Kennzeichen seines Genius. — Wohl mancher größere, d. h. theoretisch gründlicher gebildete „Mann vom Sach“ hat umsonst nach dem Geheimniß gesucht und gerungen, das Heim klar erkannte:

— das Einfache und Erhabene in der Musik, „was zum Herzen spricht und des Volkes Seele ergreift.

Eine Autorität unter den Musikern der Gegenwart (Vincenz Lachner) nennt den Tondichter Heim „einen begabten Naturalisten, dessen Lieder sich durch Wohlklang, populären Ausdruck und natürliche Ungezwungenheit auszeichnen.“

Aber für das Volk, für welches Heim schrieb und sammelte, ist — wie für die Kinder — nur das Beste gerade gut genug. Und dieses Beste finden kann nur ein Mann mit weitem Blick, mit umfassender Bildung, — wie sie unser Freund besaß.

Es ist erstaunlich, wie vielseitig Heim gebildet war; — nicht allein im Gebiet der Medizin und seinem Lieblingsfache, der Experimentalchemie, war er beschlagen, auch mit philologischen und philosophischen Disciplinen beschäftigte er sich gern. Sein eminentes Gedächtniß kam ihm trefflich zu statten — und so erzählte er, daß er während der langen Leidenszeit der Augenoperation „in der Nacht seines Krankenzimmers den ganzen Kreis seiner frühern Studien nochmals durchgearbeitet und die Ueberzeugung gewonnen habe, er könnte auch jetzt noch mit Erfolg zu dem Berufe zurückkehren, der ihm einst als Lebensberuf vorgezeichnet war.“

Viele Jahre lang besuchte er regelmäßig das Museum der Stadt Zürich und interessirte sich für alle Fragen des öffentlichen Lebens, insbesondere auch — der „hohen Politik.“

Obschon von durch und durch republikanischer Gesinnung, schlug sein Herz doch warm für das „neue, einige deutsche Reich.“ Nach den ersten siegreichen Schlachten der Deutschen im Krieg mit Frankreich vergoß er Freudenthränen, und auf seinem Krankenbette ließ er sich bis in die letzte Zeit täglich von der Gattin aus der „Allgemeinen Augsburger Zeitung“ die Berichte über die Verhandlungen des Reichstages vorlesen.

Die politischen Differenzen seiner zürcherischen Freunde erschienen dem auf höherer Warte stehenden Manne sehr unbedeutend und unwesentlich, und er wirkte in seiner Eigenschaft als Sängersfeldmarschall — mit seiner großen Autorität — vielfach versöhnend auf die streitenden Brüder. Er war ein guter braver Schweizer. „Die Liebe zu unserm schönen Vaterland sollen wir Säger im Volke stärken“ — war eine seiner immer wiederholten Sorderungen; und in seinen Compositionen nimmt ja auch das Lied vom „freien Schweizerland“ den ersten Rang ein. In der letzten Zeit pflegte er diese Richtung mit Vorliebe; er verlangte nach kräftigen Liedertexten, in welchen die schweizerischen Helden gefeiert oder die Reize des Landes gepriesen werden.

Den geistvollen und originellen Mann bekundete er in Allem, was er sprach und schrieb. Klar und schneidig, oft auch mit köstlichem Humor gewürzt waren seine Voten und trafen immer den Nagel auf den Kopf. Die musikalischen Fest- und Expertisenberichte aus seiner Feder sind —

abgesehen von ihrem bleibenden sachlichen Werth, treffliche Sparchmusterstücke.

Seine Lebensphilosophie war — dieß äußerte der Selige jederzeit unverholen, — diejenige eines „Sreidenkers“, der das Bleigewicht der traditionellen Anschauungen, von denen sich so Wenige frei zu machen vermögen, lächelnd abgeschüttelt hatte. Jedes Dogma war ihm ein Gräuel: als der Papst anno 1866 die Katholiken mit dem „Syllabus“ bescheerte, trat Heim aus der katholischen Kirche, ohne indeß zu einer andern überzugehen, und wenige Tage vor seinem Tode, anläßlich der Volkszählung vom 1. Dezember, befahl er noch mit gebrochener Stimme: „Macht mir dort auf der Tabelle einen dicken Strich durch die Konfessionen; ich stehe über ihnen.“

Und doch ist Ignaz Heim wahrhaft religiös zu nennen, sofern man bei der Religion nicht das enge Bekenntniß als Hauptsache erklären, sondern sie als das poesiereiche, phantasievolle, über die vergängliche Scholle uns emporziehende Lebenselement, — als die Sehnsucht nach dem unbekannten Land der Vollkommenheit, den sittlich uns hebenden — freudigen Aufblick zu der Größe und Erhabenheit der Schöpfung — bezeichnen will. — Der kirchliche Gottesdienst hat unserm Sreunde Großes zu danken. Sind wir unter seinen Compositionen auch wenig Motetten und Hymnen, so hat er dagegen den Kirchengesangsvereinen in seinen Liederfassungen für gemischten Chor die schönsten Schätze religiöser Gesänge erschlossen, welche, verständnißvoll erfaßt und vorgetragen, dem Gottesdienste die erhabenste Weihe geben müssen. — Die Pflege des Choralen schon unter den jugendlichen Sängern lag ihm sehr am Herzen; aber er wünschte, daß bei Auswahl und Arrangement des Stoffes in erster Linie Rücksicht auf die Anforderungen einer naturgemäßen Stimmbildung genommen werde.

Heim besaß ein Gemüth, so warm, weich und empfindsam — wie das beste Kind. Und so ging er auch gerne mit guten Kindern um. Sie kannten und liebten ihn überall, wo er hinkam; und manch' reizende Begebenheit wäre aus dem Verkehr des Meisters mit den kleinen Volksängern auf der Straße zu erzählen. In reine Kinderaugen zu blicken, war ihm Lebensbedürfniß, und da seine Ehe ohne Nachkommen blieb, nahm er die Kinder eines nahen Verwandten zu sich und widmete sich ihnen mit väterlicher Zärtlichkeit.

Heim war in hohem Grade aufopferungsfähig und uneigennützig. Was hat er nicht Alles — ohne nach Dank oder Lohn zu fragen — im Dienste des Volksgefanges gethan? Wie viele hundert Besuche bei den Gesangsvereinen aller Kantone und außer den Marken der Schweiz, an Auführungen und Festen ausgeführt? Wie viele Rätthe ertheilt, wie oft durch sein zündend Wort und leuchtend Beispiel begeisterte Sreunde der Sache, für die er strebte, gewonnen! Wo er in einem Vereine auch nur ein beschei-

denes Verständniß, aber tüchtiges Streben entdeckte, gab er sich besondere Mühe, der Sängerearbeit zu dienen und war äußerst mild im Urtheil, — während er freilich umgekehrt die faulen oder suffisanten Sänger oft mit derber Rede oder mit der Geißel der scharfen Salve züchtigte.

Für seine Riesearbeit bei Herstellung der Synodalliederbücher (die, wären sie in seinem Verlage erschienen, ihn zum reichen Manne gemacht hätten), begnügte er sich mit bescheidenem Honorar; dagegen drang er darauf, daß die Liederbuchkommission (deren Silberquellen allezeit so reichlich flossen), die Componisten oder die Hinterlassenen derselben nobel honorire. — Dem Grundsatz, daß das geistige Eigenthum geschützt sein müsse, verfocht er mit Eifer und verfolgte mehr als einmal die literarischen Ausbeuter, die sich seiner Lieder allzu ungenirt bemächtigten; die erhaltenen Entschädigungen aber widmete er meistens gemeinnützigen Zwecken.

Unvergessen soll es dem Edeln sein, in welsch' schönem Verhältniß er zu unserer Schule und der Lehrerschaft gestanden.

Er wußte, daß das Sundament zur Hebung des Volksgefanges in der Kinderschule gelegt werden müsse, und mühte sich darum unablässig, die Grundsätze, die in den Sängervereinen zur Anwendung kommen sollten, auch dort einzubürgern. Mit der landläufigen Gesangunterrichtsmethode war er durchaus nicht einverstanden: er wollte das Hauptgewicht auf Stimmbildung und Pflege der Aussprache, — statt auf die Treffübungen verlegt wissen. — Wäre ihm noch einige Jahre zu leben beschieden gewesen, so hätte der Schulgesang durch Heim's Thätigkeit neue Sörderung bekommen: es lag in seiner Absicht, seine diesfälligen Anschauungen praktisch zu verwerthen.

Mit einer größern Anzahl von Lehrern, die mit Vorliebe des Sanges pflegen, stand Heim auf herzlichem Fuße, und mehr als Einer hat in ihm seinen besten, treuesten und liebenswürdigsten Freund verloren.

Es war dem Sängervater Heim vergönnt, ein Glück zu genießen, das sonst selten einem großen Wohlthäter der Menschheit beschieden ist — die Anerkennung und Verehrung der Zeitgenossen. Von der Liebe seines Volkes und insbesondere der Sänger getragen, konnte er an seinem Lebensabend mit freudigem Stolze die Früchte seiner Arbeit — ein reiches, herrliches Aehrenfeld — überschauen.

„Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten“ — auch dieses Wort ging bei ihm voll und ganz in Erfüllung.

Die großen Leistungen des „Autodidakten“ anzuerkennen, ja ihm eine hohe Stellung im Tempel der Musen zuzugestehen, bringen allerdings einzelne hochgebildete Musiker nicht über sich, und es gibt Manchen unter ihnen, der den bescheidenen Heim — (wie etwa auch den verwandten Silcher) vornehm belächelt. — Aber die Besten lieben und schätzen ihn nach Verdienen.

Junge tüchtige Männer, wie die Zürcher Hegar, Weber und Attenhofer, sind dem „Papa“ als gute Söhne — allezeit mit Liebe und Achtung begegnet und wandeln treu in seinen Fußstapfen. — Und in Deutschland lebt ein großer Kreis vorragender Tonkünstler, die mit unserm Heim in inniger Freundschaft verbunden waren und seine Verdienste um die Förderung der Kunst sehr hoch stellen. Wir nennen neben Litzel in Zweibrücken, Schletterer in Augsburg und Armin Strüß in Nordhausen, die so manches schöne Lied in Heim's Büchern niedergelegt haben, den Hofkapellmeister Vincenz Lachner in Karlsruhe (der in einem lebenswürdigen Schreiben an den Verfasser dieser Skizzen „die Milde des Urtheils“ in musikalischen Dingen rühmt, das Heim besonders in dem leidigen Streit zwischen der klassischen Aera und der gegensätzlichen Stellung von Wagner und Liszt bekundete) und den ebenso berühmten Professor Dr. Saiszt in Stuttgart, den er bei seinen Besuchen an den Liederfesten des „schwäbischen Sängerbundes“ kennen lernte. Mit dem Präsidenten des letztern, dem Reichstagsabgeordneten Dr. O. Elben (Redaktor des „schwäbischen Merkur“), unterhielt Heim ein besonders intimes Freundschaftsverhältniß, und er widmete ihm das vierte Bändchen seiner Männerchöre. Endlich zählte er zu seinen treuen Freunden keinen Geringern als den großen Richard Wagner, der mit ihm, seit der Zeit seines Aufenthaltes in Zürich, eine fleißige Korrespondenz unterhielt, und für dessen Kunstrichtung Ignaz Heim sehr begeistert war.

Herr Wagner schreibt uns (unterm 18. Mai a. e.) nachfolgende schönen Worte, die uns geeignet scheinen, dieses kurze Lebensbild abzuschließen:

„Heim war gut, ächt und treu: ich habe nicht viele seines Gleichen kennen gelernt. Daß Ihr ihn so liebtet, zeuget dafür, wie ernst er um den Antheil besorgt war, den er Euch an der Kunst zugetheilt wissen wollte, die Euch aus gemüthlicher Erfreung zu den Sphären höchster Entzückung hinübergeleiten sollte. Er kannte diese Entzückung, der er mit bescheidener Inbrunst sich hingab, um in jeder Sphäre sich gut, ächt und treu zu bewähren.

Ehren wir das Andenken des lebenswürdigen Heim!“

* * *

Zur Ruhestätte.

Montag, den 6. Dezember 1880, legten wir die sterbliche Hülle des Meisters in's Grab. An der Spitze des Trauerzuges wurde die trauerumflorte Sähne der „Harmonie“ getragen. Zur Seite des mit Palmenzweigen, Lorbeerkränzen und Blumen gezierten Wagens schritten die Vorstände des See- und Limmatthalvereins, der „Harmonie“ und des „Männerchor Zürich“ (deren Ehrenmitglied der Selige war), dann

folgten die Leidtragenden, zahlreiche Abordnungen der Sängervereine von Nah und Fern, dann die Stadtzürcherischen Vereine in corpore.

Ergreifend schön erklang in der katholischen Kirche das Abt'sche Lied „Ueber den Sternen“, vom Kirchengesangsverein Predigern zu Ehren des vieljährigen Leiters vorgetragen. Hr. Pfr. Lochbrunner, ließ dem üblichen Leichengebet einen kurzen Nachruf folgen, in welchem er besonders der Idee Ausdruck verlieh, „daß wenn auch keine wirklichen Waisen den Dahingeshiedenen betrauern, doch Tausende und Tausende von ebenso tiefem Weh ergriffen sind, als ob ihnen der Tod einen liebenden Vater entrißten hätte.“ — Und noch einmal ertönte ein herzbewegender Gesang des Kirchengesangsvereins: „Den Entschlafenen“, von Beneken; dann bewegte sich der Trauerzug zum katholischen Friedhof in Aufersthl, wo die Sänger der „Harmonie“ und des „Männerchors“ den feierlichen Silcher'schen Bardenchor „Stumm schläft der Sänger“ schön und würdig vortrugen.

Nun trat Hr. Pfr. Wißmann von Meilen an's Grab und widmete — voraus in der Eigenschaft als Präsident des „Sängervereins am Zürichsee“ — dem Todten folgenden Nachruf:

Geehrte Trauerversammlung!

Zu den vielen Leidtragenden des heutigen Tages zählt auch der „Sängerverein vom Zürichsee“, dessen anderthalbtausend Sänger und Sänginnen ihren langjährigen, allverehrten Direktor betrauern und an seinem Grabe wenigstens durch Abordnungen aus allen Gemeinden vertreten sind. Mir aber liegt die schmerzliche Pflicht ob, im Namen dieses Vereines einige Worte aufrichtiger Dankbarkeit am Grabe unsers unvergeßlichen Ignaz Heim zu sprechen. Ich darf hoffen, daß diese schlichten aber tiefgefühlten Worte auch Andern, die nicht zu unserm Verbande gehören, aus dem Herzen gesprochen sein werden, und hoffe dieß um so mehr, als ja nicht alle die vielen Korporationen, welchen der Selige angehört und gedient hat wie uns, hier ihren Empfindungen Ausdruck geben können.

Unser dankbarer Nachruf gilt zuerst dem Direktor Heim, der bald 18 Jahre dieses Vereines Chorführer war, der, ein Meister von Gottes Gnaden in seinem Sache, es auch nie an ebenso eifriger wie geduldiger Hingabe, also an dem, was seine Sache war, fehlen ließ, der es verstand, in Zeiten politischer Brandung unser Schifflein fest nach dem Ziele zu lenken, daran sich Alle einigen konnten und mußten; der es verstand, mit seinem Zauberstabe die Herzen aufzuthun, daß ihnen voll und rein entquoll der Strom der Lieder. O wie glänzte sein Auge wie von überirdischem Feuer, wenn er auf seinem Meisterstuhl von den Wellen des Gesanges umtauscht ward, wie sah man ihn schweben in mehr als Erdenwonnen, wenn die Akkorde in ungetrübter Reinheit schlugen an sein Ohr; wie zuckte es, einem drohenden Blitze gleich, durch sein Antlitz, wenn ein unerbetener Mißklang das Tonstück zu verderben schien. Wie unwiderstehlich mußte er zu belehren und zu verbessern; wie viel lernte man in wenig Stunden unter seiner

Anleitung. Wenn es uns gelang, die Seelen der Hörer je und je in der Tiefe zu erfassen und zu erschüttern, Ignaz Heim hat es uns angethan; er hat uns in's Seuer geführt.

Eine dankbare Erinnerung wird dem Heimgegangenen folgen als Componisten und zwar dieß in den weitesten Kreisen, so weit das deutsche Lied erklingt. Wir aber haben auch hier die erste Dankespflicht, denn wo wären seine Lieder mehr eingebürgert als bei uns? Mögen Kundigere, als ich bin, die musikalischen Leistungen Heim's in's rechte Licht stellen, mich lass'et hier nur das Zeugniß niederlegen auf sein Grab: Heim, Du warst unser und bleibst unser durch Deine Lieder, ob auch Deine Wiege nicht auf diesem Boden stand, in welchen man den müden Leib zur Ruhe gebettet hat. Mit andern einheimischen Meistern, die Dir theils schon vorangegangen in die Ewigkeit, theils noch dichten und schaffen unter uns, ist es auch Dir gelungen, dem vaterländischen Gefühle Schwingen zu verleihen, und dem Componisten ging es nicht weniger von Herzen als den Sängern. „Mein Schweizerland, wie bist du schön!“ Du hast über unserer Heimaterde geschüttelt „den lichten, prächtigen Blütenbaum“ der Lieder und uns bleibt die dankesfreudige Lese, nicht uns nur „im Thälchen der Heimat“, auch den Brüdern weit über'm Ozean, die da wehmüthig klagen nach Deiner Weise: „Liebe Heimat, theure Heimat, schau ich dich wol nimmermehr?“

Aber nicht nur als Künstler hat Ignaz Heim den reichen Schatz seiner Gaben uns aufgethan, daß wir durch ihn reich würden, sondern auch als Menschenfreund und diesem gilt endlich unser dankbares Andenken. Er hat es nicht nur oftmals ausgesprochen, sondern durch seine Werke bewährt, daß es die höchste und heiligste Aufgabe der Kunst sei, dem Volke, allem Volke zu dienen. Das Volk im weitesten Sinne des Wortes hat er auf theilnehmendem, fürsorgendem Herzen getragen, diesem wollte er bauen Altäre guter Sitte und reiner Begeisterung in den Gesangsvereinen und Gesangsfesten. Als Volksmann und Menschenfreund hat er der Schule wie der Kirche und ihren beiderseitigen Lehrern und Dienern mit vielseitigem Wissen und Können, Rath und That unermüdlich gedient und die Freundschaft, die er den Alten kund werden ließ, er hat sie nicht minder den Jungen bewiesen, und wer ihn näher gekannt, der schätzte in ihm, dem selbst keine Kinder bescheert waren, den harmlosen Kinderfreund. Und diese köstlichen Eigenschaften, wie sehr kamen sie im Besondern wieder uns zu gute, einem Verbande, der nicht nur starke, sondern auch schwache Glieder zählt, welche eines billigen Urtheils, einer schonenden Pflege bedürftig sind. Bei Ignaz Heim haben wir Beides gefunden.

Und nun ist eben über Deiner Gruft verklungen: „Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr gelauschet hat an anderer Welten Thor!“ Aber dürfen wir nicht mit unsern Hoffnungen Deinen Genius begleiten, wie er zu diesen andern Welten, zum Schutzgeist alles Schönen, emporschwebt und sagen: „Heimwärts wollt' er ziehn!“

Wir stimmen hienieden an, wenn unsere Liebsten scheiden, die flehende Weise: Requiem aeternam dona eis domine et lux perpetua luceat eis! und aus höheren Sphären klingt es wieder:

Und wenn der letzte Ton verklungen,
In's Meer der letzte Tropfen rann,
So fängt ein Lied in höhern Tönen,
In höherm Licht ein Leben an.

In des Ewigen Hände befehlen wir den Heimgegangenen. Er thue mit ihm nach seinem Wohlgefallen! Wir aber, trauernde Freunde alle, wir wollen antreten das Erbe, das Ignaz Heim uns hinterlassen, mit seinen Rechten und Pflichten. Dieses Erbe verleiht uns ein erhebendes Andenken und einen Schatz der werthvollsten Werke, es legt uns auch die heilige Pflicht auf, jenes Andenken in Ehren zu halten und diesen Schatz anzuwenden, zu äufnen, zu hüten.

Wie oft, zumal wenn wir dienen der hehren Kunst, wird Heim uns vor des Geistes Auge treten und werden wir uns wieder fühlen in seines Geistes Ring und Arm! Dann laßt uns seiner werth uns zeigen, mit Andachtsgluth das Schöne erfassen, mit Hingabe es zur Darstellung bringen, damit wir, selbst ergriffen und erhoben, Andere ergreifen und erheben! Und ob auch manche Frucht, die der Meister gezogen, schon eingeheimst ist und Eigenthum des ganzen Volkes der Sänger geworden, noch harret manch' ein Schatz, daß er gehoben werde, und wie jener Landmann seinen Söhnen, so ruft der Heimgegangene uns zu: Grabet fleißig im Weinberge der Kunst, suchet das lautere Gold und ihr werdet es finden im Sauerwein der Begeisterung für Alles, was wahr und gut und schön und liebenswerth!

Diese Lorbeeren, von Nah und Fern auf dein Grab gespendet, werden welken, immergrün bleibt unser Andenken, unsere Liebe. Ja, Meister, wir folgen Deiner lichten Spur, daß Dein Gedächtniß uns und denen, die nach uns singen, ein Segen werde. Heimwärts wollen wir zieh'n!"

Die Sänger stimmten jetzt zum Gedächtniß des gemüthvollen Sängers eines jener lieblichen Kinder der Heim'schen Muse an, die schon heute in Volkes Herz und Mund leben, — das einfache: „Weit hinaus zum Meeresstrande“; dann sprach Hr. Schiller, Präsident der „Harmonie“, von der segensreichen Wirksamkeit Heim's in diesem Vereine:

„... Wol den größten Triumph hatte Heim mit der „Harmonie“ am eidgen. Sängerfest in Olten 1860, nachdem er zwei Jahre vorher an der Organisation und Durchführung des eidgen. Sängerfestes in Zürich sehr wesentlichen Antheil genommen. In Olten wurde Karl Eker's „Rheinsage“ gesungen, eine Leistung, die das Kampfgericht mit dem erstgekrönten Preise und großem Lob auszeichnete. Es darf dieser bedeutende Erfolg Heim's um so eher hervorgehoben werden, als er damit zugleich der schönen Tonschöpfung eines lieben Freundes Anerkennung und Eingang in die Herzen der schweizerischen Sänger verschaffte.

Als fernere Lichtpunkte nennen wir noch: Die Einzelgesänge der „Harmonie“ an den eidgen. Festen in Chur 1862 und Bern 1864, die Wettgesänge in St. Gallen 1856, Rapperswil 1866 und Neuenburg 1870 und besonders die Jubiläums-Aufführung 1866 in der Fraumünsterkirche Zürich, bei welchem Anlasse u. A. alle preisgekrönten Lieder zum Vortrage gelangten.

Neben der ernststen Arbeit ging aber auch die Pflege des edlen gesellschaftlichen Lebens einher; alle ältern Harmonisten werden sich noch gerne an die oft urgemüthlichen Stunden der Abendunterhaltungen im Theaterfoyer und der Kasino-Kränzchen erinnern, die stets durch das gesangliche Element, von Heim für diese Zwecke mit Liebe herangezogen, ihren schönen Timbre erhielten.

Ignaz Heim vereinigte alles Talent in sich, die Sänger zum Fleisse und rühriger Thätigkeit auf dem Gebiete des Gesangwesens anzufachen. Wenn er, seinen Taktstock schwingend und die Sängerschaar mit leuchtendem Auge musternd, vor der Front Stellung nahm, hingen gewiß Aller Blicke an ihm und unwiderstehlich fesselte er Mann für Mann an seinen Zauberstab. Und wie ängstlich suchte man aus seinen Gesichtszügen herauszuforschen, mit welchem Attribut er wol die Produktion belegen werde! So gemessen ernst er mit den Sängern beim Studium verkehrte, so leutselig und zuvorkommend war Heim dann wieder, wenn der Taktstock ruhte. Dies Zeugniß gibt ihm nicht nur die „Harmonie“, auch die Sängerinnen und Sänger des See- und des Limmatthalvereins, die eine lange Reihe von Jahren flott unter Heim's Kommando marschirten, stimmen aus voller Ueberzeugung bei.

Sie sind nun erloschen die funkelnden Augensterne, das geniale Wirken des vortrefflichen Mannes hat mit einem Schlage aufgehört. Wir aber, die wir Ignaz Heim im Leben so nahe standen, den Werth des Mannes kennen gelernt haben und seine Verdienste um die Sortentwicklung der „Harmonie“, ja des Gesangwesens überhaupt und damit der Kultur des Volkes zu schätzen wissen, — wir werden ihm ein treues Andenken bewahren, den Namen Heim in hohen Ehren halten für alle Zeiten.

Als Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung legte Hr. Schiller Lorbeerkränze auf den Sarg des Liedermeisters im Namen: der „Harmonie“, des „schwäbischen Sängerbundes“, des „Limmatthalvereins“, des „Sängervereines am Zürichsee“, der „Sängerrunde Bodan in Konstanz“, der „Schulsynode des Kantons Zürich“, des „eidgenössischen Sängervereines“, des „Stadtsängervereines von Winterthur“ und des „Stuttgarter Liederkranz.“

Endlich brachte der Präsident des „Limmatthalgesangvereines“, E. Schönenberger, den Manen des verehrten Freundes und treuen, uneigennütigen Direktors den Tribut des Dankes in wenigen Worten dar, mit folgendem Sonnette schließend:

Ein tapfres Herz hat mit dem Tod gerungen,
 Es weint das Volk um einen guten Sohn.
 Ein voll harmonisch Lied ist sanft verklungen,
 Der Sänger still in's Schattenland entflohn.

Dahin ein götterahnend großes Streben!
 Verstummt ein lieber, sangbeglückter Mund!
 Es ging ein treuer Herold aus dem Leben,
 Der seines Volkes Freud und Schmerz verstund.

Nun legen wir zur Ruh' des Sängers Hülle,
 Den Lorbeer geben wir ihm mit hinab:
 Dann aber, ach! umfließt ihn heil'ge Stille!

Doch nein! Es rauschet ewig um dies Grab
 Ein Requiem, der goldnen Lieder Fülle,
 Die Vater Heim uns zum Vermächtniß gab.

Während die Nacht anbrach und des Mondes bleiches Licht das frische Grab beschien, ertönte als letzter Gruß der Sänger an den geliebten Todten in wehmuthvollem Klange sein zartes, von tiefer Sehnsucht durchglühtes Lied: „In die Serne.“ — Dann schritt das trauernde Volk ernst bewegt zur Stadt zurück, das freundliche Bild des heimgegangenen Sängervaters still im Herzen bewahrend.

Der greise Sängerpfarrer Sprüngli widmete seinem vieljährigen Freunde Heim folgende Strophen (die ihm leider am Grabe vorzutragen nicht möglich war):

Unserm Freund Heim.

Ein Lebewohl dem wackern Mann
 Am Ziele seiner Lebensbahn
 Dringt nun aus mancher Brust hervor;
 Den Dank für das, was er uns gab,
 Legt liebend auf sein frisches Grab
 Der Männer- und der Frauen-Chor.

Er kam zu uns in Manneskraft,
 Hat Großes unter uns geschafft,
 Und fand bei uns ein zweites Heim.
 Ein Gärtner, der sein Sach verstand,
 Hat er gepflegt mit treuer Hand
 Des Volksgefanges zarten Heim.

An unserm See zu Stadt und Land
 Wie auch an unsrer Limmat Strand

Hat er geweckt des Sanges Lust,
 Hat ernst und mild gerügt, gelobt,
 Mit Bienenfleiß geübt, erprobt,
 Des Wohlgelingens froh bewußt.

Das Schönste hat er ausgewählt,
 Das Beste, was ihn selbst beseelt',
 Er gab es uns in Wort und Ton.
 Was er gesammelt, was er schuf
 Hatt' guten Klang, fand guten Ruf
 Hier und in weiten Kreisen schon.

Den See entlang, das Thal entlang
 Ertönt nun Heimischer Gesang,
 Des Sängers und des Hörers Freud'.
 Was Hohes schwellt des Menschen Brust,
 Was aufglüht als die reinste Lust: —
 Der Töne Meister es uns brüt.

So leb' denn wohl, Du theurer Freund!
 Du hast es treu mit uns gemeint,
 Es werde Friede Deinem Geist!
 Der steigt zu seinem Gott empor
 Und bringt ihm jetzt in höherm Chor
 Ein Lied, das ihn nach Würden preist.

* * *

Gedächtnißfeier

vom 6. März 1881.

In der „Harmonie Zürich“ wurde die Frage laut, wie das Andenken ihres Ehrendirektors Heim am schönsten und würdigsten gefeiert werden könne. Der Gedanke, ein Liederkonzert zu veranstalten, an dem die Sänger und Sängerinnen, welche unter Heim's Leitung gestanden, sich betheiligen könnten und das ein Bild des Liedercompontisten darstellen sollte, fand allseitige Billigung.

Ein Comité, bestehend aus Mitgliedern der Vorstände der „Harmonie“, des „Männerchor Zürich“, des „Seevereins“, des „Limmatthalgesangvereins“ und der „Liederbuchkommission der zürcherischen Schulsynode“ entwarf ein Programm, eine engere Kommission traf die Liederwahl und lud zur Theilnahme ein: Die Gesangvereine der Stadt Zürich und der Ausgemeinden und Delegationen der übrigen Sektionen des See- und des Limmatthalgesangvereins.

Die Sänger und Sängerinnen erfüllten freudig die Pflicht der Pietät, studirten fleißig den zum Vortrag bestimmten Liederzyklus und erschienen — über 1200 an der Zahl — zu der Feier, die Sonntag, den 6. März, Nachmittags (der 7. März ist Heim's Geburtstag) unter der trefflichen Leitung Gustav Weber's im großen Tonhalle-saale in Zürich stattfand.

Ein „Heimkonzert“, lauter Compositionen Heim's für Männer-, Frauen- und Gemischten Chor, — von den ihm nahestehenden Sängern vorgetragen, — das war für ein Publikum mit unverdorbenem Kunstsinne eine Einladung zu hohem Genusse. — Die Räume des kleinen und großen Tonhalle-saales waren bis auf den letzten Platz gefüllt und andächtig lauschte die Menge den herrlichen Weisen, die der entschlafene Meister geschaffen, dessen kolossale Büste, von Bildhauer Hörbst trefflich gearbeitet, auf dem Podium unter der Sängerschaar sich erhob, und — wie in verschwundenen, schönen Tagen — diese mit dem Seuerblick des Genius zu fesseln und anzuregen schien.

„Wer den Saal betrat“, schreibt Reinhold Rüegg in der „Zürcher Post“, „war betroffen von der treuen und doch freien Wiedergabe der charakteristischen Züge. Das war der Kapellmeister, der so oft die Schaaren gelenkt und hingerissen hat mit seinen fascinirenden Blicken, und es schien, sein Antlitz umspiele ein freudiges Lächeln, als die Männerchöre sein „Heimweh“ vortrugen, jenes zauberische Lied, das er einst dem von ihm hochgeschätzten Männerchor Sorgen, man möchte sagen, auf den Leib komponirt hatte. Sechszehn Gesänge bekamen wir zu hören; es war eine sorgfältig und fein arrangirte Lese aus Heim's Compositionen. Da trugen die beiden Elite-Chöre von Zürich gemeinsam den stimmungsvollen „Gruß an die Nacht“ und den hecken, von übermüthigem Humor getränkten Sang vom „Wilden Meer“ vor, der Gesamtchor hatte den unverwelklich schönen, klangvollen „Waldegruß“, das tiefempfundene „Vineta“, das von Sehnsucht verklärte „Siehst du am Abend die Wolken zieh'n“ und den markigen „Hochruf auf's Vaterland“ gewählt. Der gemischte Chor bot uns den klangvollen Preis des „Wunderschönen Schweizerlandes“ und jubelnde, anmuthsvolle Frühlingslieder, und der Frauenchor flocht sein „Ave Maria“ in den üppigen Kranz. — Heim's Wesen trat in diesem Konzert in seiner vollen Eigenthümlichkeit und jeder Nuance zu Tage: Es rauscht kein ungestümm wogender Strom der Empfindung an uns vorüber, nirgends verräth sich ein unruhiger, wilder, leidenschaftlicher Drang oder ein dämonisches Wühlen, — Heim ist ein Spielmann mit fröhlichem Kindersinn, der sich mehr auf die sanfte, innige Seite der Gefühlswelt versteht und nur selten den engen Kreis überschreitet. Er hat sich in's alte deutsche Volkslied versenkt, dessen Grundnoten sind auch die seinen geworden und wie diesen fehlt auch seinem Golde oftmals der härtere Stahlzusatz.“

Den Höhepunkt der Feier bildete aber der Vortrag des Weihegedichts von C. Ferdinand Meyer, das unsern Heim und sein Wesen

und Walten unter uns in unvergleichlich schönen — wahrhaft antiken Worten zeichnete. *) — Eine imponirende Frauengestalt (Srl. Binder), als griechische Priesterin gekleidet, das „Lied“ darstellend, stieg die Stufen empor und trug, in der Nähe der Büste angelangt, das Gedicht in tiefem, würdigem Ton und mit künstlerisch vollendetem Ausdruck vor. Die Menge lauschte in feierlicher Stimmung den herrlichen Worten, von denen nicht eines verloren ging :

(Das Lied tritt auf.)

Seid Alle mir begrüßt, ihr Tausende,
Die ihr gekommen seid, ein Todtenfest
Zu feiern in der weiten Halle hier
Für euern Liebling — meinen Liebling auch!
Nicht undankbar ist eines Volks Gemüth,
Nur daß es oft vertagt das laute Wort
Des Dankes, der in allen Herzen glimmt,
Bis eines Tags es heißt: „Man trug ihn weg!“
Ihr seid die Sängerschöre dieses Landes —
Doch wer bin ich? Wer lud mich ein zu euch?
Daß so beherzt mit euch ich reden mag?

Ich bin das Lied und fahre hoch und hell
Durch alles Land, der Lenz ist mein Gesell.
Ich bin der Lerchentriller tief im Blau'n.
Ich bin der Glockenschlag im Abendgrau'n.
Ich wand're mit dem Heerdgeläut vorbei
Langsam. Ich bin das Echo der Schalmei.
Ich bin das Klingeln, das die Nacht durchzieht,
Die Seele der Natur, ich bin das Lied!

Mir anerboren ist der Freude Laut,
Auch dunkle Sehnsucht ist mir wohl vertraut,
Und bin ich schweren Muthes, bin ich bang,
Ist's wieder nur des Lebens Ueberdrang.

*) Der berühmte Dichter Victor v. Scheffel urtheilt über das Gedicht : „C. Ferdinand Meyer's Dichtung ist ein Requiem, zu welchem man dem nun in Gottes ewiger Harmonie Ruhenden, wie dem Verfasser und den Veranstaltern der Feier Glück wünschen darf: künstlerisch empfunden und durchgeführt, von Herz zu Herzen wirkend — ein Beweis, dass Kunst und Künstler dem treu bleiben, der ihnen treu war. Nur die Liebe kann solche Kränze winden.“

Ich bin ein tapfer unverzärtelt Kind,
In meinen Haaren spielt der Bergeswind;
Mein unbedacht und voll empfindend Herz
Erträgt die höchste Lust, den tiefsten Schmerz.

Doch bin ich nicht der Laut der Seele nur,
Und nicht allein die Sprache der Natur;
Ich bin der Ton, der Beide sie verbindet,
In Alm und Stern das Vaterland empfindet;
Ich bin das Heimweh — das die Heimat mißt,
Auch wenn sie nicht ein Land der Freien ist;
Doch ist sie durch das Blut der Väter frei,
Bin ich ein hell gejubelt Seldgeschrei!"

Ich bin das Lied und will das Fest begehn!
Nun rufet an den Todten, Seiernde!
Daß er in uns're Mitte kommen mag!

(Sich ohne Ueberraschung an die Büste wendend)

Da ist er ja und waltet unter uns
In Lebensstreue, kraft des Bildners Kunst.
Das ist die heit're, schöpferische Stirn,
Die Züge sind's, die unvergeßlichen,
Die herzensguten. — Auch die Geisterblässe
Des Abbilds bringt mir in Erinnerung
Die bleichen Wangen seiner letzten Tage,
Als er, von treu'ster Hand gestützt, die Stufen
Zur Gruft ungern, doch lächelnd niederstieg.

(In wachsender Erregung)

Was seh' ich? Dieses Angesicht erwärmt sich!
Stürzt eine Welle Blutes durch die Adern
Zur hohen Stirn empor? Er blickt! Er athmet!
Schaut! Ein Lebendiger löst sich aus dem Stein!

(Der Blick verläßt die Büste und richtet sich gegen den
Dirigentenplatz)

(Vision)

Versammelt sieht er seiner Sänger Heer,
Er mustert sie mit sieggewohnter Ruhe,

Ergreift den Seldherrnstab, entfesselt kühn
 Der Töne wogenden Streit und bändigt ihn.
 Ich sehe seine mächt'gen Haare wallen
 Im Sturme göttlicher Begeisterung,
 Und seine Weisen sind's, die wohlbekannten —
 Gewalt'ger noch erbraust und wächst der Kampf
 Und süßer noch erklingt der Friedensschluß,
 Als hätt' indeß er einer andern Welt
 Musik belauscht und donnernden Chorgesang.
 Er selbst, er ist der Alte noch, er zürnt —
 Rebbeilich hat ein Ton sich aufgelehnt,
 Er wirft den Stab entrüstet weg und hebt
 In wieder auf, sich rasch begütigend.

Mein Auge träumt, der theure Meister schied,
 Ein todter Kämpfer ohne Leidenschaft
 Blickt aus dem weißen Bilde geisterhaft.

(Zum Publikum den Lorbeer erhebend)

Zwei grüne Kränze trag ich in der Hand.
 Den Einen hier, den stolzen Lorbeerkranz,
 Ihn sandten von der Trift des Helikon,
 Die südl'ch warmer Himmel überblaut,
 Die heiligen Mufen, die unsterblichen.

(Den Eichenkranz erhebend)

Der andere Kranz ist frisches Eichenlaub.
 Den brach und flocht ich selbst in einem Wald
 Unfern von hier, auf schwäbischem Boden oder
 Auf Schweizergrund, das kummerte mich nicht.
 Der Eichenkranz seit altergrauer Zeit
 Belohnt die Tugend und den Opfer Sinn.
 Ihn schenkt des ganzen Volkes Liebe nur
 Den Guten. Unverleßlich, wer ihn trägt.

(Beide erhebend)

Nun Freund, mit welchem Kränz' ich dir das Haupt?
 Du schüttelst es — unmerklich — weigerst dich
 Der beiden Kränze, du Bescheidener?
 Ich aber weihe beide Kränze dir.

Zu Süßen leg' ich dir den Lorbeerkrantz
 Für dein Vineta, klingend aus dem Meer.
 In jener Mitternacht, da du vernahmst
 Den fluthentstiegenen, dumpfen Orgelklang,
 Lehnt ich an deine Schulter schwevesterlich.
 Ich sang dir leise vor, wie Glockenspiel,
 Und meine Wimper schattete sich ab
 Auf deinem ampelhellen Notenblatt.

(Den Eichenkrantz erhebend)

Seldherr der Töne, Sührer im Gesang,
 Der oft mit dieser Schaar den Sieg errang,
 Des Volkes Bildner ohne Rast und Ruh
 Und ein so herzlicher Gesell dazu,
 Noch eben unser, jetzt des Todes Raub,
 Ich kränze dich mit schlichtem Eichenlaub!
 Du kindliches Gemüth, ich kränze dich
 Mit deines Volkes Liebe priesterlich!

Glücksel'ger, freue dich, du trägst den Krantz
 Um deine Schläfen unverwelklicher
 Und länger noch, als manches Herrscherhaupt!
 Denn du beherrschest Herzen, von Geschlecht
 Schwebst zu Geschlechte du, von Mund zu Mund —
 In unsern Seelen lebt die deine fort.

(In den Sängern gewendet)

Das ist an euch des Liedes Abschiedswort,
 Der Meister lebt in euern Seelen fort.
 Beharrt in meinem Dienst! Ich sänstige
 Der Pulse raschen Schlag. Besingt den Becher,
 Den Kuß, besingt das theure Vaterland —
 Es ist das allerschönste Land der Welt!
 Doch Höh'res gibt es noch, das wisset ihr:
 Der Menschheit Wanderschritt und Heereszug,
 Nach ihren fernen, aber guten Zielen!
 Daran hat unser edle Freund geglaubt,
 Daran in hellen Stunden sich gefreut,
 Daran getröstet sich in dunkeln Stunden.
 Im Lebenskampf vor seinem Blicke schweben
 Sah er den Krantz verklärter Menschlichkeit.
 Dem ringet nach, wie er! Hinan! Empor!